

CATY ROGAN

KISSED
GODS
BY
THE

CATY ROGAN

KISSED
GODS
BY
THE

DIE EWIGEN KRIEGE
BAND 1

Roman

Aus dem Amerikanischen
übersetzt von Antoinette Gittinger,
Ute Mihr, Sabine Reinhardus
und Violeta Topalova

HEYNE <

Die Originalausgabe ist unter dem Titel
KISSED BY THE GODS
bei Required, einem Imprint der
Hachette Book Group, Inc., New York, erschienen.


Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Deutsche Erstausgabe: 06/2026
Copyright © 2025 by Caty Rogan
Copyright © 2026 der deutschsprachigen Ausgabe
und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Alle Rechte vorbehalten.
Redaktion: Bella Locke
Karte: Haley MacRae
Einband: Haley MacRae
Character Card: Haley MacRae
Vor- und Nachsatz: Colin Verdi
Umschlaggestaltung: Das Illustrat GbR, München,
nach einem Originalentwurf von Sasha Illingworth und Tuesday Hadden
unter Verwendung eines Motivs von Sasha Vinogradova
Titellettering: Daqri Designs
Satz: Schaber Datentechnik, Austria
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-27622-2

www.heyne.de



*Für die Mädchen,
denen gesagt wurde,
sie seien zu viel.*

*Für die Frauen,
denen gesagt wurde,
sie seien nicht genug.*

*Für all die Momente,
in denen ihr beinahe aufgeben hättet –
in denen ihr aber stattdessen
geflüstert, gerufen, gewütet habt:*

**ICH BIN NOCH
NICHT FERTIG!**

TRIGGERWARNUNG

Kissed by the Gods spielt in einer brutalen, ungerechten Welt, die von Krieg, Unterdrückung und göttlicher Macht geprägt ist. Dieses Buch enthält sexuelle und potenziell verstörende Inhalte wie:

Explizite Darstellungen von Gewalt- und Kampfscenen

Darstellung von Tod und Sterben

Systematische Unterdrückung und Sexismus

Sklaverei und Zwangsarbeit

Entführung

Versuchte sexuelle Nötigung

(nicht durch den Love Interest)

Machtungleichgewicht zwischen der weiblichen

Hauptfigur und der männlichen Hauptfigur

Verlust enger Familienangehöriger

(einschließlich Eltern und Geschwister)

Explizite sexuelle Inhalte

Tod durch Feuer/Verbrennen

Bitte lies dieses Buch mit Bedacht und achte stets zuerst auf dein Wohlbefinden.

KONTINENT VON AESGROTH



DIE INSEL
CARRISFAL

DIE SEE VON EBONMERE

DIE STURMWEIDE
& DIE SYNODE

EDESSA

FARAENGARD

DER WEINENDE
WALD

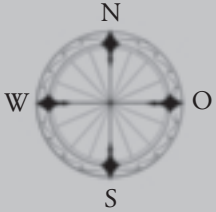
DORF
SWYRE

LALICA

ELANDORS
SCHLEIER

AMARUNE

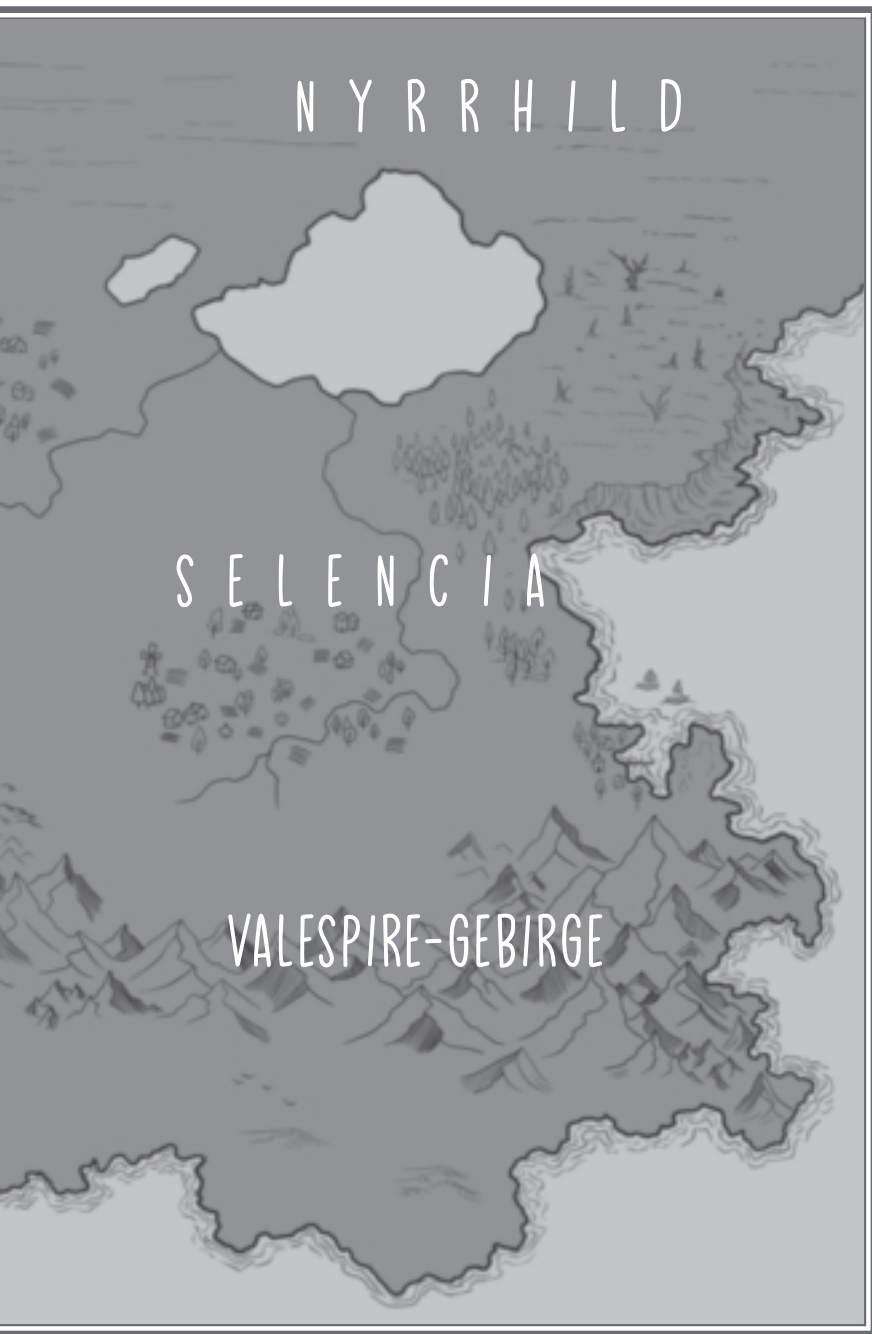
A I S H



NYRRHILD

SELENCIA

VALESPIRE-GEBIRGE



GLOSSAR

DIE GÖTTER

THAYANA: Göttin des Kriegs und der Gerechtigkeit

KHERIS: Göttin des Chaos und der Zerstörung

AMARIELLE: Göttin der Liebe und des Verlangens

SEREPHELLE: Göttin des Glücks

LAKO: Gott der Unterwelt

BRIGHARA: Göttin von Heim und Herd

ZEPHARION: Gott des Himmels

GRAMNIR: Gott der Kraft und des Zorns

RENE: Göttin der Geduld

THERA: Göttin der Heilung

WICHTIGE BEGRIFFE

ALTOR: Von Thayana berufene Elitekrieger, die das Volk von Aesgroth vor den Kher'zenn beschützen

KHER'ZENN: Von Kheris erschaffene Dämonen, die den Kontinent Aesgroth erobern möchten, so wie sie andere Länder erobert haben

FARAVAR: Geflügelte Schlachtrösser, auf denen die Altor in den Kampf fliegen

DRAEGOTH: Kriegsdrachen der Kher'zenn

ADAMAS: Extrem widerstandsfähiges Metall, aus dem die Waffen der Altor geschmiedet werden. Es wird von zu Zwangsarbeit verpflichteten Jungen und Männern aus Selencia abgebaut

LAOMAI: Getränk, mit dem sich die Altor nach Kämpfen stärken und ihre Kräfte wieder aufbauen

ERLENHAUCH: Salbe, mit der die Altor ihre Wunden heilen

WICHTIGE ORTE

FARAENGARD: Das mächtigste Königreich auf dem Kontinent Aesgroth

SELENCIA: Das Protektorat des benachbarten Faraengard

AISH: Ein Wüstenreich, das im Süden von Aesgroth liegt

NYRRHILD: Auch der »eisige Norden« genannt. Über das Land und die Menschen dort ist wenig bekannt

ELANDORS SCHLEIER: Ein Berg im Valespire-Gebirge. Die Altor müssen ihn im Lauf ihrer Ausbildung besteigen, um ihren Faravar zu finden

VALESPIRE-GEBIRGE: Die Bergkette zwischen Faraengard und Aish, in der sich die Adamas-Minen befinden

DIE SEE VON EBONMERE: Das Gewässer westlich von Aesgroth

MORENDAHL: Der Kontinent westlich der See von Ebonmere, wo die Kher'zenn herrschen

SOL'VAELEN: Das Land der Götter

DIE SYNODE

Die Synode ist sowohl ein physischer Ort als auch das Führungsgremium der faraengardischen Altor.

DER ÄLTESTE: Anführer der Synode. Er steht allen vier Formationen vor. Jede Formation wird, ähnlich wie militärische Einheiten, von einem Archonten angeführt

Die Archonten bilden gemeinsam mit dem Ältesten den Rat der Synode. Die Synode besteht aus vier Formationen:

STORMRIVEN: Legt Wert auf Loyalität und wird angeführt von Archont Robias

FELLSWORN: Legt Wert auf Intelligenz und wird angeführt von Archont Lyathin

ATHERCLAD: Legt Wert auf Stärke und wird angeführt von Archont Nile

SKYFORGE: Legt Wert auf Ausdauer und wird angeführt von Archont Hilian

DIE FARAVAR UND IHRE ALTOR

VAELORIA: Verbunden mit Leina

EINARR: Verbunden mit Ryot

SIGURD: Verbunden mit dem Ältesten

ORYNDEL: Verbunden mit Thalric

ASCARION: Verbunden mit Caius

CAELTHAR: Verbunden mit Nyrica

THERYN: Verbunden mit Faelon

CAIRWYN: Verbunden mit Aelric

ERSTER TEIL



DIE ERD-
GEBUNDENE

»Selencia, dem Faraengards Schild Schutz gegen die Kher'zenn gewährt, verdankt sein Überleben der Stärke seines mächtigen Nachbarn. Das Getreide und die Arbeitskraft seiner Bewohner sind ein geringer Preis für das Fortdauern seiner Existenz.«

BRIEF DES KÖNIGS VON FARAENGARD AN DIE
NEU EINGESETZTEN LEHNSHERREN VON SELENCIA,
IM JAHR 36 DER EWIGEN KRIEGE



*Protectorat Selencia,
im Herbst des Jahres 987 der Ewigen Kriege*

IMMER WENN ICH AN IRIELLE DENKE, erinnere ich mich an Spitze. An das Spitzenkleid, in dem sie an ihrem Hochzeitstag lebendig verbrannt wurde.

Ich erinnere mich daran, wie sie vor sechs Jahren vorsichtig hineinschlüpfte, die Augen voller Freudentränen, und mit den Fingerspitzen andächtig über die von Hand gearbeiteten Blumenmuster strich.

Wie sich die dekorative Stoffschicht braun verfärbte und in der Hitze kräuselte, kurz bevor die Flammen sie entzündeten. Ich sah, wie durch einen grauen Tunnel, nur noch dieses filigrane Muster, als ich zu Füßen meiner Schwägerin Tränen vergoss und Rotz und Erbrochenes in den Dreck spuckte. Dann, als ihr Kleid schließlich zu brennen begann, verpestete ein Gestank die Luft, den ich nie vergessen werde. Er überwältigte mich, bis ich erneut würgen musste – der Geruch nach verkohlter Spitze.

Diesem Moment kann ich nicht entfliehen. Nicht einmal im hellen Tageslicht, wo die Erinnerungen unscharf, aber mächtig, am Rand meines Bewusstseins pulsieren. Und schon gar nicht in der Dunkelheit, wo sie, während ich schlafe, in Albträumen zum Leben erwachen, die sich so echt anfühlen, dass ich diesen schrecklichen Tag Nacht für Nacht neu durchleben muss.

Mutter meint, das läge daran, dass ich verflucht bin, genau wie Irielle. Damit hat sie natürlich recht, und zwar viel mehr, als ihr selbst klar ist.

Schweiß rinnt mir übers Gesicht, als ich endlich aufhöre, meine Sinne zu schwingen. Ich schaue zu dem tiefblauen Himmel über uns auf. Die sengende Hitze des Sommers ist längst Vergangenheit, aber die Herbstbrise, die durch die wirren Locken in meinem Nacken streicht, reicht nicht aus, um mich abzukühlen.

Ich winke meinem jüngsten Bruder zu, der sofort mit einem Eimer Wasser zu mir rennt.

Niemand von uns – nicht einmal meine Mutter, die gerade den Weizen auf den zweirädrigen Karren hinter mir lädt – macht eine Bemerkung darüber, dass Wasser auf den Boden schwappt, als der fünfjährige Leo schlitternd vor mir zum Stehen kommt. Er reicht mir die Schöpfkelle und sein schiefes Grinsen lässt sein ganzes Gesicht aufleuchten.

»Danke, Leo«, schnaufe ich zwischen gierigen Schlucken. Er plustert sich stolz auf.

»Ich bin ein guter Helfer, bis ich so stark bin wie du und Seb«, erklärt er mir.

»Das bist du wirklich«, sage ich ernst und nicke. »Der beste Helfer.«

Langsam richte ich mich auf und hole tief Luft. Der süßliche Geruch des Weizens ist überwältigend, trotzdem nehme ich noch Dutzende anderer Gerüche wahr, zum Beispiel den durchdringenden Moschusduft meines neunzehnjährigen Bruders Seb, der in der Reihe neben mir steht. Ein Hauch Tabak hängt am Hemd meines Vaters, der ganz hinten auf dem Weizenfeld arbeitet. Sogar

der frische Geruch des klaren Wassers aus dem Eimer dringt mir in die Nase.

Mit einem Mal bricht die gesamte Landschaft wie eine Flutwelle über mir zusammen und lässt alle Eindrücke wie einen Schwarm wütender Bienen durch meinen Geist summen, bis meine Augen vor Schmerz zu tränen beginnen.

Ich hole noch einmal tief Luft und konzentriere mich auf unsere Hütte. Nur unsere Hütte.

Darauf, wie das strohgedeckte Dach schräg über die Seitenwände ragt; wie schief die Tür in den Angeln hängt; wie sich die braunen Vorhänge aus alten Mehlsäcken vor dem weiß getünchten Stein in der Brise blähen. Wie der Lavendel, den Mutter unter den Fenstern gepflanzt hat, mir zuwinkt, sein süß-würziges Aroma beruhigend und tröstlich. Alles ist wie immer. Diese Vertrautheit bringt mich wieder zu mir selbst zurück, und ich schaffe es, mein rasendes Herz zu beruhigen.

Vorsichtig, um nicht wieder überwältigt zu werden, weite ich meinen Fokus aus und nehme mehr von meiner Umgebung in mich auf. Unsere Hütte liegt an der Grenze zum Weinenden Wald, dahinter, weit im Nordwesten, liegt das Königreich Faraengard, in dem ich noch nie gewesen bin.

Ich war bisher nur in Lalica, zwei Tagesmärsche östlich von unserem kleinen Dorf, um Vater zu helfen, die Ernte zum Markt zu bringen. Mutter erlaubt mir, ihn bei diesen Ausflügen zu begleiten, damit ich in den Tempeln beten und die Götter anflehen kann, mein Schicksal zu ändern. Sie weiß nicht, dass ich noch nie einen Fuß in die Tempel gesetzt habe. Die Priester bestehen auf den üblichen Votivgaben, und die sind ziemlich teuer. Vater und ich geben die wenigen Münzen, die wir in der Tasche haben, lieber für zusätzliche Vorräte aus, die uns durch den Winter bringen sollen.

Ich drehe mich nach Osten um, wo das Anwesen unseres Lehenherrs liegt. Eigentlich dürfte ich es von hier aus nicht sehen können. Vor sechs Jahren war das Haus nur ein kleiner schwar-

zer Fleck am Horizont aus wogendem Weizen. Aber jetzt sehe ich es in all seiner Pracht, mit den Marmorsäulen links und rechts vor der massiven Holztür und dem schwarzen Schieferdach, das es niemals wagen würde, bei Regen undicht zu werden. Drei Stockwerke purer Luxus, die von Generationen unbezahlter Arbeiter erbaut wurden und immer noch instand gehalten werden. Genauso großkotzig und eitel wie der Lehnsherr selbst.

Ich kann sogar die Termiten erkennen, die sich unter der Veranda eingenistet haben. Ich hoffe, sie fressen sich durch alle Balken, Türen und Dielenbretter.

Meine Hand zittert, als ich mir übers Gesicht reibe, und der Schweiß brennt salzig in meinen Augen.

Wenn sich all meine Sinne wie Schleusengitter öffnen und meine Wahrnehmungen wie eine Flutwelle auf mich einprasseln, ist das manchmal so. Was ich rieche, spüre, fühle, höre, sehe und sogar schmecke, überwältigt mich so lange, bis ich in unserem wogenden Weizenmeer zu ertrinken drohe.

Eine große, schwielige Hand packt mich an der Schulter. »Leina? Ist alles in Ordnung?«

Sebs tiefe Stimme sollte mich eigentlich beruhigen, aber ich zucke zusammen und lasse die Schöpfkelle so abrupt in Leos Eimer fallen, dass das Wasser herausschwappt.

Das ist meiner Mutter eine Reaktion wert.

»Leina! Pass doch auf!« Ihre Stimme klingt scharf und wütend.

Sie ist gereizt und angespannt.

Ich kann es ihr nicht verübeln. Es geht uns allen so.

Schnell drehe ich mich zu Seb um, der mich besorgt ansieht, die Stirn in Falten gelegt. Er ist der einzige Mensch, dem ich mich anvertrauen kann, seit all das begonnen hat. Meine Eltern haben es natürlich bemerkt, bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten. Die meisten waren belanglos, andere hingegen nicht. Wir sprechen nie darüber und werden auch heute nicht damit anfangen.

Sie werden ignorieren, dass ich dreimal so viel Weizen geerntet habe wie Seb und doppelt so viel wie mein Vater, obwohl jeder von ihnen mir mindestens fünfundvierzig Kilo Muskelmasse voraus hat. Vor sechs Jahren konnte ich noch nicht mit ihnen mithalten.

Die Veränderung ist drastisch. Unnatürlich. Und ein Grund dafür, dass ich mit vierundzwanzig noch unverheiratet bin. Wir können niemandem vertrauen, der nicht zur Familie gehört.

Aber eigentlich sollte ich Seb trösten und nicht umgekehrt. Ihm steht schließlich etwas Schlimmeres bevor. Und zwar bald. In diesem Königreich wird im Herbst nicht nur Weizen geerntet.

Die Sammlung hat begonnen.

Meine Albträume sind wieder schlimmer geworden und zwingen mich jede Nacht dazu, jenen verfluchten Tag vor sechs Jahren, an dem die faraengardischen Soldaten kamen, noch einmal zu durchleben. Den Tag, an dem sie Irielle getötet und meinen älteren Bruder Levvi und meinen Freund Alden in Ketten gelegt und verschleppt haben. Den Tag, an dem wir alle drei für immer verloren haben.

Ich zwingen mich zu einem Lächeln. »Natürlich! Ich bin nur müde.« Ich strecke die Hand aus und will Leo sanft in Richtung unseres Vaters schubsen, aber im letzten Augenblick ziehe ich sie wieder zurück. Ich habe keinen körperlichen Kontakt mehr zu meinem kleinen Bruder gehabt, seit ich ihm im letzten Sommer versehentlich den Arm gebrochen habe. Zum Glück ist unsere Mutter eine begnadete Heilerin, denn der Bruch war schlimm.

Also nicke ich stattdessen in Richtung unseres Vaters. »Ich glaube, Vater braucht auch etwas Wasser, Leo.«

»In Ordnung!«, sagt er eifrig und rennt über das Feld davon.

Seb mustert mich mit schief gelegtem Kopf. »Du lügst«, sagt er, als Leo außer Hörweite ist.

Seb weiß immer, wenn jemand lügt. Dieses unheimliche Talent macht ihn beim Kartenspielen unbesiegbar, weshalb Vater

ihm fast nie erlaubt, mit den anderen Dorfbewohnern zu spielen. Das würde nur ungewollte Aufmerksamkeit auf uns ziehen, also spielt Seb nur, wenn wir wirklich verzweifelt sind. So wie damals, als wir nicht einmal genug Geld hatten, um etwas zu essen für Leo zu kaufen.

Seufzend winke ich ab. »Heute ist es schlimmer als sonst.«

Seb zieht eine Grimasse. »Was ist passiert?« Er flüstert zwar nicht, spricht aber sehr leise.

Ich erlaube mir ein kleines Lächeln. »Unter der Veranda des Lehnsherrn ist ein Termitenbau.«

Seb schaut mich mit weit aufgerissenen Augen an, vermutlich, weil ich ein Insekt sehen kann, das kleiner ist als mein Fingernagel, während er von hier aus noch nicht einmal die Marmorsäulen erkennt. Dann grinst er. »Ich hoffe, sie fressen das ganze verdamnte Haus auf.«

Ein Lachen entringt sich mir, bevor ich es unterdrücken kann.

»Seb! Leina! Hört auf, herumzualbern. Die Arbeit erledigt sich nicht von alleine!«

Wir drehen uns zu Mutter um, deren Stimme nicht mehr nur scharf ist, sondern beinahe hysterisch klingt. Ihr Gesicht ist zu einer Maske des Schmerzes und der Trauer verzerrt und sie hat die Lippen fest zusammengepresst.

Früher ist sie eine schöne Frau gewesen. Aber das war, bevor ihr Levvi bei der Sammlung genommen wurde. Damals war ihr Gesicht weicher. *Sie* war weicher. Jetzt besteht sie nur noch aus spitzen Ecken und harten Kanten.

Aus dem Augenwinkel bemerke ich, dass Vater sie so ansieht, wie er es immer tut, wenn er sich unbeobachtet fühlt – mit einer erschöpften Liebe, die er für sie, und, wie ich glaube, auch für uns, im Herzen trägt. Manchmal wirkt er richtig klein. Nicht körperlich; er ist ein hochgewachsener Mann, einen ganzen Kopf größer als die meisten anderen im Dorf, mit kräftigen Muskeln, die er der lebenslangen körperlichen Arbeit zu verdanken hat. Aber sein Selbstvertrauen wurde vor langer Zeit zerstört, und er

tut alles, um nicht aufzufallen. Das hat ihm in den Minen Faraengards das Leben gerettet, als er nach seiner Sammlung dort versklavt wurde.

Er sieht mich und Seb an und schüttelt den Kopf. Ein stummer Befehl. *Nicht. Widersprecht ihr nicht. Erhebt nicht die Stimme. Hinterfragt nicht.*

Die Wut in mir, die immer dicht unter der Oberfläche gärt, beginnt zu brodeln, also drehe ich mich schnell um und mache mich daran, die nächste Reihe Weizen zu ernten. Ich hole mit voller Kraft aus, um mich am Korn abzureagieren, halte jedoch inne, als das Sensenblatt nur noch eine Haaresbreite von den wogenden Halmen entfernt ist. Ich hätte schwören können, dass ich das Wiehern eines Pferdes gehört habe. Aber wir haben kein Pferd. Kein Leibeigener hat ein Pferd. Mit zusammengekniffenen Augen starre ich in die Richtung, in der unser schmaler Trampelpfad in die gepflasterte Hauptstraße mündet, die nach Faraengard führt. *O süße Serephelle, bitte nicht!* Mein Herz beginnt zu rasen. Die Soldaten sind hier.

»Seb«, flüstere ich, aber die Hilflosigkeit in meiner Stimme lässt seinen Namen wie einen Donnerschlag über unser Feld hallen.

Alle erstarren. Vater bremst seine eigene Sense mitten im Schwung. Mutter lässt das Bündel Weizen fallen, das sie gesammelt hat, und ein verzweifertes Stöhnen entringt sich ihrer Brust. Der Wassereimer rutscht Leo aus den Händen und sein Inhalt versickert im Boden.

Seb setzt sich in Bewegung und stellt sich neben mich. Auch er hat den Blick auf den Horizont gerichtet.

»Ich sehe nichts, Leina«, sagt er ruhig.

Ich umklammere den Griff meiner Sense. »Sie sind hier.«

In meiner Mutter zerbricht etwas, und ihr Stöhnen wird zu einem hohen Klagelaut. Sie rafft ihre Röcke zusammen und rennt auf uns zu. »Flich, Seb! Sie haben dich noch nicht gesehen. Versteck dich im Wald! Du kennst den Wald wie deine Westentasche!«

Sie gestikuliert wild und legt ihm dann die Hände auf die Brust. »Geh! Ich habe schon einen Sohn verloren, ich ertrage das nicht noch einmal. Verschwinde!«

Sie schreit beinahe und versucht mit aller Macht ihn wegzuschieben. Doch Seb kommt nach Vater. Er ist zwar erst neunzehn, aber schon jetzt ein Berg von einem Mann. Mutter kann ihn keinen Zentimeter bewegen. Er schlingt die Arme um sie und hält sie fest, überraschend sanft für einen so riesigen Kerl. Ich werde nie begreifen, woher er die Kraft für diesen inneren Frieden nimmt.

Dann beugt er sich vor und küsst Mutter auf die Stirn. »Du weißt, dass ich das nicht tun kann.«

Und er wird es nicht tun. Seb würde uns niemals hier zurücklassen, damit wir an seiner Stelle bestraft werden.

Sie würden uns alle auf dem Dorfplatz an den Pranger stellen, bis wir vor Durst oder Erschöpfung verrecken. Die Soldaten würden erst unsere Familie auslöschen und sich dann so lange an den anderen Männern, Frauen und Kindern des Dorfes austoben, bis Seb sich freiwillig ergibt.

Leos Lippen zittern. Er begreift die Grausamkeit der Sammlung ebenso wenig wie ich. Die Soldaten verschleppen alle jungen Männer, die volljährig geworden sind, und zwingen sie dazu, fünf Jahre lang in den Minen von Faraengard zu schuften. Manche von ihnen, wie mein Vater, kommen nach ihrer Fronzeit nach Hause zurück. Dann sind sie zwar nur noch Schatten ihrer selbst, aber wenigstens wieder bei ihren Liebsten. Andere, wie mein älterer Bruder Levvi und mein Freund Alden, sterben in den Minen. Ihre Leichen verrotten in den Tiefen der Erde.

Das Königreich Faraengard sagt uns, dies sei der Preis, den wir zahlen müssten, damit es uns vor einem schrecklichen Unheil schützt. *Sie schützen uns vor den Kher'zenn*, flüstern sich die Leute so verstohlen zu, als würde man die Todesdämonen über die See von Ebonmere bis vor unsere Türschwelle locken, wenn man ihren Namen zu laut ausspricht.

Ich richte den Blick wieder auf den Horizont; vier Reiter galoppieren schnell auf uns zu.

Wahrscheinlich haben die anderen sie inzwischen auch gesehen, aber ich erkenne selbst aus dieser Entfernung die zwei Schwertkämpfer und zwei Bogenschützen bis ins letzte Detail. Der Mann an der Spitze grinst, als freue er sich schon darauf, unsere Familie auseinanderzureißen. Er trägt ein Schwert an seiner Hüfte, aber mein Blick wird von dem Schild angezogen, den er in der Hand hält. Er ist mit dem königlichen Wappen von Faraengard verziert: Ein großes geflügeltes Kriegspferd bäumt sich unter zwei gekreuzten Lanzen auf.

Heiße Wut kocht in mir hoch.

Vater beugt sich vor und flüstert Leo etwas zu, woraufhin dieser sofort zu unserer Hütte rennt. Er wird sich dort unter dem Bett verstecken, so wie es ihm beigebracht wurde.

Nicht schnell genug in unser Versteck zu rennen, ist der einzige Grund, aus dem Vater bei jedem von uns je zur Rute gegriffen hat.

Dann kommt er zu mir. »Leina, bring deine Mutter ins Haus. Bleibt bei Leo.«

Mutter schluchzt verzweifelt an Sebs Brust und hat die Hände in den Stoff seines Hemds gekrallt. Ja, Vater hat recht. Ich sollte sie ins Haus bringen, damit sie das nicht mit ansehen muss.

Die Soldaten des Königs dulden keine Widerrede.

Dennoch kann ich den Blick nicht von den Reitern lösen, die immer näher kommen. *Gefahr*, flüstert etwas tief in mir.

»Leina!«, schreit mein Vater, und ich zucke zusammen. Er erhebt sonst nie die Stimme. »Sofort, Leina!«

Ja, ich muss meiner Mutter helfen. Sie wird verletzt werden, wenn sie hier draußen bleibt, während die Soldaten Seb mitnehmen.

Seb lächelt mir sanft zu. »Es ist in Ordnung, Leina.« Er versucht, Mutter in meine Arme zu schieben, schafft es aber nicht, sich aus ihrem Klammergriff zu befreien.

Ich stehe, wie zur Salzsäule erstarrt, vor ihnen. Seb lacht freudlos auf. »Komm, hilf mir«, sagt er und nickt in Richtung meiner Hand. »Und lass deine Sense los. Es wird böse enden, wenn sie glauben, dass du bewaffnet bist.«

Ich blicke auf meine Sense. Sie ist so groß wie ich, und ihr Blatt habe ich so lange geschärft, bis mir die Finger bluteten. Eine scharfe Sense schneidet den Weizen schneller, sagte ich mir, während ich stundenlang über den Wetzstein gebeugt dasaß und die Klinge zu einem Rasiermesser schliff. Ich entspanne meine Finger und drehe den Griff in meiner Hand so schnell, dass das Senseblatt herumwirbelt.

Genau.

Eine Waffe.

Das Wort ist der Schlüssel, der die Tür zu einem neuen, gefährlichen Teil meines Geistes aufschließt, und ich setze mich in Bewegung.

Aber nicht auf meine Mutter zu.

»Die Selencianer sind ein wortkarges und störrisches Volk. Wenn man sie antreibt, bearbeiten sie die Felder zufriedenstellend, beschweren sich aber über Hunger, als hätte das für niedergeborene Kreaturen eine Bedeutung. Am besten, man lässt sie ununterbrochen arbeiten, denn Müßiggang ist ein Nährboden für Unzufriedenheit. Wie geht es den Kindern? Sag Warren, er soll im Unterricht gut aufpassen, und gib Kaelis einen Kuss von mir.«

BRIEF VON CAPTAIN VORRINE LANCE
AN SEINE FRAU LASTELLE
IM JAHR 582 DER EWIGEN KRIEGE



»LEINA!«, FLÜSTERT MEIN VATER DRÄNGEND. Die Soldaten sind inzwischen so nahe, dass sie uns hören können. Die donnern- den Hufe ihrer Pferde bringen den Boden unter meinen Füßen zum Vibrieren. Ein Klang, der selencianische Leibeigene schnellst- möglich die nächstbeste Deckung suchen lässt – ein Haus, eine Scheune, den Wald, einen Heuhaufen. Aber es ist nicht Angst, die mich bewegt. In mir hat dieser Klang etwas Machtvolles zum Leben erweckt. Ich bin beinahe ... *erregt*? Das kann nicht rich- tig sein, aber ich setze mich in Bewegung, Schritt für Schritt.

Die Zeit selbst scheint stillzustehen, während ich mich vor meine Familie stelle. Mutter ist verstummt und beobachtet mich mit offenem Mund. Ich kann ihre Angst schmecken. Sie hinter- lässt einen fauligen Geschmack auf meiner Zunge, so sauer und streng, als hätte ich eine verdorbene Tomate verschluckt.

Vater und Seb gehen auf mich zu, sie strahlen Wut, Verwir- rung und Angst aus. Ihre Wut schmeckt scharf, die Verwirrung

metallisch. Ohne mich umzudrehen, hebe ich die Hand, ein Befehl an sie alle, stehen zu bleiben.

Kommt nicht näher, sonst werdet ihr verletzt.

Ich kann die Worte nicht laut sagen. Sie stecken in meinem Kopf fest.

Der Anführer der Soldaten – seinen Abzeichen nach zu urteilen ein Captain –, sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an. Aber nicht so, als wäre ich eine Bedrohung, sondern als wäre ich ein Käfer unter seinem Schuh.

In einem fernen Teil meines Geistes verstehe ich, warum er das tut.

Ich komme nach meiner Mutter. Ich bin zierlich. Seb könnte mit seiner Hand mühelos meine Handgelenke umfassen und sie brechen. Ich trage mein dunkles Haar nach selencianischer Trauertadition kurz und mein Gesicht ist zweifellos voller Schweiß und Dreck. Meine einzige Waffe ist eine alte Sense mit Holzgriff.

Trotzdem lacht dieser neue, wilde Teil meines Bewusstseins nur über diesen Captain und seine drei erbärmlichen Soldaten.

Er donnert auf mich zu, als wolle er mich mit seiner Tonne Pferdefleisch unter ihm niederreiten und es damit gut sein lassen. Hinter mir höre ich Seb fluchen, seine Schritte prallen dumpf auf dem Boden auf, als er auf mich zurennt. Ich nehme einen Fuß zurück und verlagere mein Gewicht, eine Pose, die mir so natürlich vorkommt wie Atmen. Pferd hin oder her, ich werde nicht zurückweichen, verdammt noch mal. Stattdessen schwinde ich die Sense über meinem Kopf.

In letzter Sekunde scheut das Pferd und bäumt sich auf. Seine Hufe streifen mein Haar. Als das Tier wieder auf dem Boden aufkommt, berührt mein Sensenblatt beinahe seine Stirn. Alle keuchen, sogar das riesige Tier.

Alle außer mir.

Ich war noch nie in meinem Leben so ruhig wie jetzt.

Seb steht zu meiner Rechten, mein Vater zu meiner Linken. Mutter ist hinter mir, eine Hand auf meiner Schulter. Sie versucht, meinen Arm nach unten zu drücken.

Seb versucht, die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich zu lenken, aber der Anführer würdigt ihn keines Blickes. Er lässt mich nicht aus den Augen und zieht sein Schwert, während die beiden Schützen hinter ihm ihre Bögen spannen. »Du solltest knien, Mädchen. Weißt du nicht, welche Strafe darauf steht, die Soldaten des Königs zu missachten?«

Meine Mutter weint wieder und ruft erstickt: »Sie ... sie hat es nicht so gemeint. Sie wollte nur ...«

Der Captain gibt seinen Bogenschützen ein Zeichen, und ein Pfeil surrt durch die Luft surrt und bohrt sich in die Stirn meiner Mutter. Sie verstummt.

Nein! O Götter, nein! Ich würde am liebsten auf die Knie fallen, sie an mich ziehen und die gerechte Strafe dafür auf mich nehmen, dass ich ihr das angetan habe. Stattdessen legt sich ein roter Schleier über meine Augen, und der verzweifelte Teil von mir ist auf einmal so gedämpft, dass ich ihn nur noch wie unter Wasser wahrnehme.

Ich schwinde meine Sense, als sei sie eine Verlängerung meiner selbst. Denn das ist sie. Sie ist mit meiner Hand verschmolzen und ein Teil von mir geworden, entweder durch Hitze oder eine andere Kraft. Eine magische Kraft. Sekunden später habe ich den Captain aus dem Sattel geholt, und er starrt mich entsetzt an, während das Blut aus seiner durchschnittenen Kehle auf den Boden sprudelt.

Hinter mir höre ich ein Brüllen, und als ich den Kopf drehe, sehe ich Vater auf den Bogenschützen zustürmen, der Mutter getötet hat. Der Soldat hat auf mich gezielt, aber als er die Schreie meines Vaters hört, dreht er sich um und schickt den Pfeil stattdessen in seine Richtung. Ein zweiter folgt, als auch der andere Schütze auf die neue Bedrohung reagiert, aber das hält Vater nicht davon ab, den ersten Bogenschützen vom Pferd zu reißen. Er

rammt dem geschockten Mann einen seiner eigenen Pfeile ins Herz, bevor er auf die Knie fällt. Zwei gefiederte Schäfte ragen aus seiner Brust. Als er zusammenbricht, spüre ich die Erde unter meinen Füßen erbeben.

Eine Woge der Trauer droht mich zu ertränken, bis einer der Soldaten einen gewaltigen Hieb mit seinem Langschwert vollführt, der mich in zwei Hälften spalten soll. Aber ich bin zu schnell, und das Schwert durchschneidet nur Luft, während ich schon längst woanders bin. Der Rhythmus des Kampfes erwacht pulsierend in meinem Blut zum Leben. Schwung, Drehung, Finte. Ich treffe die Brust des Schwertkämpfers mit meiner Sense. Das Blatt ist nicht scharf genug, um seine Rüstung zu durchdringen, aber die Wucht meines Hiebs hebt ihn aus dem Sattel. Mit einem metallischen Klirren stürzt er zu Boden.

Der übrig gebliebene Bogenschütze zielt auf mich und schießt, aber ich fange den Pfeil einen Zentimeter vor meiner Brust ab. Mit einer einzigen Bewegung drehe ich ihn um und schleudere ihn zurück. Er surrt so schnell durch die Luft, als hätte ich ihn von einem Bogen abgeschossen, und trifft den Schützen mitten ins Auge. Mit einem ersticken Schrei stürzt auch er von seinem Pferd.

Jetzt sind nur noch ich und der Schwertkämpfer übrig. Die Pferde sind panisch auseinandergestoben, um der Gefahr zu entkommen.

Um mir zu entkommen.

Ich stapfe auf den Soldaten zu, von meinem Sensenblatt tropft Blut. Er liegt auf dem Rücken, starrt zu mir herauf und versucht, rückwärts fortzukriechen.

»G-g-g-gnade ...«, murmelt er. »Gnade, bitte ...«

Aber in mir ist keine Gnade. Ich stelle ihm den Stiefel auf die Brust, drücke ihn brutal zu Boden und hebe die Sense hoch über meinen Kopf.

»Warte!« Irgendwo in meinem Bewusstsein weiß ich, dass die Stimme Seb gehört, aber ich habe im Moment keine Zeit für ihn. Ich bin noch nicht fertig.

Seb packt mich am Arm. »Warte, Leina!«

Ich drehe mich zu ihm um, und der rote Schleier vor meinen Augen beginnt, sich aufzulösen. Der Blick meines Bruders zuckt panisch in alle Richtungen. Ich schaue mich ebenfalls um, und das Blutbad, das ich auf unserem Feld sehe, wird von nun an Teil meiner endlosen Albträume sein. Spitze, die braun wird und sich in der Hitze kräuselt. Feuer und verkohltes Fleisch. Verzweifelte Schreie, die für immer ungehört verhallen. Leiber, die in der Erde verrotten. Zentnerschwere Dunkelheit.

Blut, das in die Erde sickert.

Die Sense droht mir aus den Händen zu gleiten. Ich öffne den Mund und versuche, Worte zu bilden. Was habe ich getan?

Der Soldat packt mein Bein und versucht, es zu verdrehen.

Ich trete ihm ins Gesicht, und Blut spritzt ihm aus der Nase. Unter all dem Rot ist der Mann unnatürlich blass. Als ich ihm ein Ende bereiten will, beginnt er mit weit aufgerissenen Augen zu stammeln: »Un-un-unmöglich. Das ist unmöglich.«

Ich drücke ihm das Sensenblatt an die Kehle. Seb hindert mich nicht daran. Er hat meinen Arm losgelassen und steht direkt neben mir.

»Was ist unmöglich?« Es ist ein Schock für mich, meine Stimme zu hören. In ihr liegt eine Autorität, die ich von mir nicht kenne.

Aber der Mann murmelt nur weiter vor sich hin und schüttelt den Kopf. Er starrt mich an, als wäre ich das Monster.

Ich weiß nicht, was ich als Nächstes tun soll. Zu kämpfen war so natürlich für mich wie Atmen. Aber jetzt? Was kommt jetzt? Folter? Ich muss den Soldaten zum Reden bringen. Vielleicht kann er mir sagen, was mit mir geschieht. Zumindest scheint er mehr zu wissen als ich.

Den Göttern sei Dank übernimmt Seb die Führung. Er tritt den Mann in die Seite. Der Soldat grunzt vor Schmerz und versucht sich zu winden, aber mein Stiefel hält ihn an Ort und Stelle.

»Beantworte ihre Frage! Was ist unmöglich?«, knurrt Seb.

Der Blick des Mannes zuckt zwischen uns beiden hin und her. Er versucht erneut, meinen Stiefel beiseite zu drücken, kann ihn aber keinen Zentimeter bewegen. Er liegt wie ein Felsbrocken auf seiner Brust.

»Rede!«, befehle ich.

»Du kannst mir nichts antun, was schlimmer wäre, als ...« Er verstummt mitten im Satz und schaut mich direkt an. »Du kannst mir nichts antun, was schlimmer wäre.« In seinen Augen sehe ich nackte Angst, aber nicht vor mir.

Das ist inakzeptabel.

Ich lasse meine Sense fallen. Sie ist zu lang, zu unpersönlich. Ich strecke meinen Arm nach hinten aus, mit weit gespreizten Fingern. Mich lenkt ein Instinkt, ein Wissen, das meinen Verstand weit übersteigt und das doch aus meinem Inneren kommt.

Meine Gartenschere schießt durch die Luft und landet perfekt in meiner Handfläche. Meine Finger pulsieren vor Hitze, als sie sich um die Metallgriffe legen. Ein weiteres Werkzeug, das ich so lange geschärft habe, bis mir die Finger bluteten. Eine weitere Verlängerung meiner Selbst.

Die Pupillen des Soldaten sind riesengroß und er hat den Blick starr auf die Gartenschere gerichtet. Er ringt nach Worten und schüttelt ungläubig den Kopf.

Ich verlagere mein Gewicht, bis nicht mehr mein Stiefel, sondern mein Knie auf der Brust des Mannes liegt, und halte die Schere an sein linkes Ohr. »Oh, schlimmer kann ich auch«, sage ich mit einem Lächeln, das genauso schmerzvoll und bitter ist wie das meiner Mutter. Hässlich. »Das habe ich schließlich von den besten Soldaten des Königs gelernt.« Ich ziehe die Spitze der Schere über sein Ohr und werde mit einem dünnen Rinnsal Blut belohnt.

»A-A-A-A-Altor!«, würgt der Mann schließlich heraus. »Du kämpfst wie ein Altor!«

Was bei allen Höllen? In Selencia gibt es keine Altor-Krieger, die gegen die Kher'zenn kämpfen. Wenn es welche gäbe, dann

wären wir todsicher keine niedergeborenen Leibeigenen, die für das Königreich Faraengard schufteten müssen.

Seb muss genauso verwirrt sein wie ich, denn er tritt den Mann noch einmal.

»Was meinst du damit? Altor-Krieger gibt es nur in Faraengard«, sagt er.

Der Mann öffnet den Mund, um weiterzureden, statt Worten blubbert jedoch nur grüner Schaum heraus.

»Leina, lass das! Wir brauchen Antworten«, murmelt Seb.

Er macht Anstalten, mich beiseitezuziehen, aber ich bin bereits von ganz allein von der Brust des Soldaten geklettert. Es macht keinen Unterschied. Der Mann verkrampft sich und scheint an seiner eigenen Galle zu ersticken. Sein Gesicht wird unnatürlich rot, die Augen treten hervor und er fasst sich verzweifelt an die Kehle. So liegt er eine quälend lange Minute vor uns, und sein gepeinigter Blick trifft meinen noch ein letztes Mal, bevor Hunderte kleiner schwarzer Käfer aus seinen Ohren, Nasenlöchern und Augenhöhlen krabbeln. Sie fressen ihn von innen heraus auf.

Seb und ich stolpern so schnell weg, dass wir beinahe auf den Hintern fallen, aber im nächsten Augenblick sind der Mann und die Käfer verschwunden.

Ich starre meinen Bruder entsetzt an. »Das war ich nicht, Seb! Ich schwöre dir, das war ich nicht!« Ich mag zwar mit übermenschlicher Kraft und unnatürlich feinen Sinnen verflucht sein, aber ich habe noch nie aus dem Nichts menschenfressende Käfer hervorgezaubert.

Seb schließt die Arme um mich und beobachtet die Szenerie vor uns genau. Er war schon immer gut darin, das große Ganze zu sehen. »Ich glaube, das war das *schlimmer*, von dem er gesprochen hat, Leina.«

Ich öffne den Mund. Schließe ihn wieder. Öffne ihn noch einmal und versuche etwas zu sagen.

»Glaubst du, er war verflucht, oder so?«, bringe ich schließlich heraus.

Seb starrt mit großen Augen auf die Stelle, wo der Mann vor wenigen Augenblicken noch gelegen hat. Nicht einmal Blutflecken sind auf dem Gras zurückgeblieben. »Oder so«, antwortet er.

Ein schriller Schrei hinter uns reißt mich aus meiner Lähmung, und wir drehen uns abrupt um. Leo kniet neben dem Leichnam unserer Mutter.

O Götter. Seine Schreie bringen mir wieder zu Bewusstsein, was wir verloren haben.

Was ich getan habe.

Tränen steigen mir in die Augen, und mir wird so übel, dass ich fürchte, mich gleich übergeben zu müssen.

Seb rennt zu Leo und reißt ihn hoch. Er drückt ihn so fest an seine Brust, dass ich Angst habe, er könnte ihn zerdrücken.

»S-s-s-e-e-e-b ...« Ich versuche noch mehr zu sagen, aber meine Zähne klappern auf einmal zu heftig. Ich verstumme und versuche es noch einmal, spanne den Kiefer an, um das Zittern zu kontrollieren. »Seb, kann Leo noch atmen?«

»Götter, Leina! Er darf das nicht sehen!« Sebs große Hand liegt auf Leos Hinterkopf, und er drückt ihn noch fester in den Leinenstoff seines Hemds. Leo strampelt und ruft nach Mutter.

Ich versuche zu nicken, aber mein Kopf fühlt sich gleichzeitig zu schwer und zu leicht dafür an.

Seb holt tief Luft und kneift die Augen zusammen. Als er sie wieder öffnet, scheint er um zehn Jahre gealtert zu sein. Die Wut und die Trauer in seinem Gesicht passen nicht zu einem Neunzehnjährigen. Seb drückt mir Leo in die Arme. »Bring ihn ins Haus, weg von ... Bring ihn rein. Fang an zu packen.«

»P-p-p-a-a-cken?« Meine Zähne klappern jetzt unkontrollierbar, und mein ganzer Körper zittert. Mir ist so kalt, als wäre das Blut in meinen Adern zu Eis gefroren. Leos Schreie drohen, meine überempfindlichen Trommelfelle platzen zu lassen. Ich muss ihn festhalten, aber in mir steigt die Angst auf, dass ich ihn zerquetschen könnte. Doch meine Stärke hat mich verlassen. Ich kann den verzweifelten Jungen kaum bändigen.

»Pack unser Essen und alles Nützliche zusammen, das wir haben. Wir können nicht hierbleiben.«

Natürlich nicht. Nach dem, was heute hier passiert ist – nach dem, was ich getan habe –, werden sie uns jagen. Uns alle. Aber wo sollen wir hin? Es gibt keinen sicheren Ort für uns.

»Es tut mir so leid, Seb. Ich wollte nicht, dass ... ich wollte nur ...« Was? Was wollte ich? In mir war nichts als Wut, und jetzt, nachdem sie sich gelegt hat, bin ich in einer Wolke der Trauer gefangen, durch die ich nicht hindurchsehen kann.

Seb hat den Kopf gesenkt und drückt seinen Nasenrücken so fest, dass die braune Haut dort ganz weiß wird.

»Bei Lakos Höllen, Leina! Nicht jetzt! Geh packen, während ich unsere Eltern begrabe. Das haben sie verdient.«

Mutter und Vater. Er muss Gräber für unsere Mutter und unseren Vater ausheben.

Wegen mir.

»Sie werden uns verfolgen«, sage ich. »Wenn ich mich freiwillig stelle, werden sie vielleicht ...«

»Denk nach!«, brüllt Seb. »Selbst wenn sie glauben, dass du diejenige warst, die das getan hat – was soll aus Leo werden, wenn sie dich hingerichtet und mich in die Minen geschickt haben? Wer soll sich um ihn kümmern, gesetzt den Fall, sie bringen ihn nicht auch gleich mit um?«

Niemand. Niemand würde ein weiteres hungriges Maul aufnehmen. Vor allem keines, das noch nicht arbeiten kann.

»Wir haben keine andere Wahl, Leina«, sagt Seb. Er spricht nicht laut, aber seine Stimme klingt so rau, als hätte er Sand in der Kehle. »Geh packen. Uns bleibt nicht viel Zeit, bevor man nach ihnen suchen wird.«

Ich senke die Stimme. »Und was, wenn sie einen Altor schicken, Seb?«

Seb reibt sich den Nacken und blickt in den Himmel, bevor er wieder mich anschaut. Sein Lächeln ist genauso bitter wie das von Mutter.

»Nun, offenbar haben wir ja selbst einen Altor«, sagt er und deutet auf mich.

O Götter! Dann dreht sich alles, und mein Blickfeld verengt sich ruckartig. Seb streckt die Hand nach mir aus. Er wirkt besorgt.

Was habe ich nur getan?, ist mein letzter Gedanke, bevor alles verschwimmt, bevor die Welt um mich herum verschwindet.

*»Ruhe jetzt, Kind, die Nacht wird tief,
Schleierwind sang und Schatten schlief.
Der Fluss trägt alle Träume fort,
Die Seel' findet im Schleier den sichersten Ort.
Drum fürcht' nicht den dunklen Himmel dort oben,
Dein Flug wird vom Schleier sacht eingewoben.«*

LIEDER DES FLUSS-SCHLEIERS,
ALTES SELENCIANISCHES WIEGENLIED



DUNKELHEIT. ÜBERALL. SIE UMGIBT MICH NICHT. Sie ist ich. Dick, glitschig, atmend. Sie kriecht mir die Arme hinauf, schlängelt sich über meinen Mund. Ich kann nicht atmen. Ich kann nicht ...

Ein Geräusch entringt sich meiner Kehle oder vielleicht der Dunkelheit selbst. Der Dunkelheit, die sich in meiner Brust windet, die durch meine Adern gleitet, die pulsiert, die tastet. Ich versuche, sie zu packen, aber meine Hände sinken durch meinen Körper hindurch.

Dann sehe ich einen Lichtschein. In dieser gähnend schwarzen Dunkelheit ist er klein und schwach. Ist das eine Kerze?

Sie flackert in der Ferne, ein einzelnes, weißes Flämmchen in einem Meer aus Schwärze. Ich taumele darauf zu. Es ist eine Kerze.

Mein Körper fühlt sich falsch an. Schwer. Bei jedem Schritt knirscht etwas unter meinen Füßen, aber was nur?

Mein Atem wird zu Nebel vor mir und verschwindet dann. Die Kälte ist beißend und uralte. Ich strecke die Hand nach der Kerze aus. Näher. Näher. Das Licht schwimmt und schmilzt.

Die Flamme flackert jetzt schwarz. Das Wachs wird flüssig und läuft in dicken, schwarzen Blutstropfen an der Kerze hinab.

»Leina ...« Eine Stimme – eklig süß, verwesend. Sie tropft aus der Dunkelheit hinter mir. Als ich mich umdrehe, ist die Kerze verschwunden.

»Seb! Seb! Sie wacht auf!«, flüstert Leo laut an meiner Seite, und das reicht, um meine Schläfen schmerzhaft pochen zu lassen. Ich versuche verzweifelt, die Augenlider zu heben und gegen diese erstickende Dunkelheit zu kämpfen. Als sie sich endlich einen Spaltbreit öffnen, sehe ich Sonnenlicht durch ein dichtes, grünes Blätterdach fallen. Wir sind im Weinenden Wald.

Meine Lider senken sich wieder, und ich atme tief durch die Nase ein. Ich erwarte, die frische Kühle der Blätter, den würzigen Duft fruchtbarer Erde und süßes Kiefernharz zu riechen. Stattdessen rieche ich Weihrauch, Wachs und den Hauch von etwas Altem. Ich will die Hand ausstrecken und Leo trösten, aber ich kann mich nicht bewegen. Auch die Augen bringe ich nicht noch einmal auf. Obwohl ich sie geschlossen habe, sehe ich das helle Licht der Kerze vor mir. Panik steigt in mir auf, und mein Herz krampft sich zusammen.

Ich versuche mich hin und her zu werfen und mich aufzubaumen. Schließlich schaffe ich es, einen Finger zu heben.

Als ich endlich die Augen vollständig öffne, sehe ich Leos Gesicht über mir. Seine schmutzigen Wangen sind tränenüberströmt, und er hat den Mund sorgenvoll verzogen. Ich hole noch einmal tief Luft, und endlich ist der scheußliche Weihrauchgeruch verschwunden und ich nehme die Frische des Waldes wahr.

Es war ein Traum.

Ein Traum, der mir allzu vertraut ist. Aber trotzdem nur ein Traum.

Ich blinzele wieder und merke, dass ich in unserem Karren liege; an Leo gekuschelt unter ein paar Quilts, die Mutter genäht hat. Unser Esel ist im Weinenden Wald stehen geblieben, dessen mächtige Kiefern immer so aussehen, als würden sie Trä-

nen vergießen. Ihr durchsichtiger Saft sickert die Stämme hinab und tropft unentwegt von den Zweigen, egal zu welcher Jahreszeit.

Das Sonnenlicht, das durchs Blätterdach fällt, glitzert hell auf dem Haufen Schwerter, Dolche und Brustpanzer, der neben mir im Karren liegt.

Neben den Waffen wirken die Erinnerungsstücke an zu Hause, die Seb eingepackt hat, geradezu winzig. Der Familien-Quilt, an dem Mutter in den Wochen, bevor Levvi verschleppt wurde, so eifrig gearbeitet hat; unser altes selencianisches Märchenbuch, dessen Seiten spröde und abgenutzt, aber unersetzlich sind; Vaters Blockflöte, auf der er abends am Feuer spielte.

Wie ein kalter Wasserschwall klatscht mir die Erinnerung ins Gesicht, als Seb an den Karren tritt.

Mutter. Vater. Sie sind tot. Wegen mir. Ich schnappe nach Luft, aber Seb schüttelt stumm den Kopf und schaut zu Leo, der auf meinen Schoß gekrochen ist und sich an mich schmiegt. Ich würgte den Schluchzer hinunter und schneide ihn ab, solange er mir noch in der Kehle steckt. Dort brennt er weiter. Ich habe das Gefühl, dass ich gleich husten muss.

Leo hat seine kleinen Hände in meinem Nacken verschränkt. Er atmet mühsam und kann kaum sprechen. »Ich habe solche Angst«, wimmert er.

»Shhhhh, Leo. Shhhhh«, murmele ich ihm ins Ohr und streichle ihm über den Rücken. Ich bin so schwach, dass ich mich kaum bewegen kann, aber diese Schwäche ist mir sehr willkommen. Ich habe Leo schon so lange nicht mehr im Arm halten können. »Mach dir keine Sorgen, alles ist gut. Es wird alles gut.«

Gar nichts ist gut, und ich weiß nicht, wie das jemals wieder anders werden soll. Es ist nur eine leere Floskel, um ein kleines Kind zu trösten, aber mehr kann ich ihm gerade nicht bieten. Trotzdem hat er sich ein paar Minuten später in meinen Armen in den Schlaf geweint und hängt schlaff an mir, nur ein gelegentlicher Schluckauf stört seinen ruhigen Atem.

»Den Göttern sei Dank«, sagt Seb, dem die Erschöpfung der Stimme anzuhören ist. »Er hat kaum geschlafen.«

Ich bette Leo auf den Stapel Quilts und decke ihn bis zum Kinn mit Mutters Lieblingsdecke zu – einer ganz weichen, an deren Rändern Soldaten entlang marschieren und in deren Zentrum sich ein schwarzes geflügeltes Pferd aufbäumt. Diese hat sie nicht gemacht. Sie befindet sich schon seit Generationen in unserer Familie.

Ich fahre mit dem Zeigefinger über die Soldaten. In Selencia gibt es schon seit über tausend Jahren keine Krieger mehr – seit die Kher'zenn den Kontinent von Aesgroth zum ersten Mal angegriffen und die Ewigen Kriege begonnen haben. Seitdem hängt unser Überleben von Faraengard ab.

Ich schaue auf und sehe, dass Seb den Esel an einer dicken Eiche angebunden hat und mit einem Trinkschlauch zum Karren zurückkommt.

»Hier«, sagt er und reicht ihn mir. »Du brauchst Flüssigkeit.«

Ich leere den Schlauch in einem einzigen, verzweifelten Zug. »Warum bin ich denn so durstig?« Ich reiche ihm den Schlauch, wische mir den Mund ab und klettere aus dem Wagen, um mir die Beine zu vertreten. Alle meine Muskeln beschwerten sich über die Bewegung, und mein Rücken knackt, als ich mich aufrichte.

»Das kann ich dir sagen«, grunzt er und deutet mit dem Finger auf mich. »Essen musst du auch.« Er geht zu den Packsäcken, die er auf dem Boden ausgebreitet hat, wühlt in einem herum und reicht mir eine Handvoll gedörrtes Rehfleisch. »Du hast in den letzten Tagen ziemlich an Gewicht verloren.«

Moment. Wie bitte?

»In den letzten Tagen?«, frage ich.

»Du warst zwei Tage lang bewusstlos.«

Ich würde ihn mit offenem Mund anstarren, wenn ich nicht auf dem Dörrfleisch herumkauen würde, das ich in mich reingestopft habe. Seb verzieht den Mund zu einem schwachen Lächeln. »Ich muss wohl bald auf die Jagd gehen.«